

tribune

Das Magazin mit unternehmerischen Visionen

Editorial



Dr. Alexander Filli
Advokat und Notar,
ThomannFischer
filli@thomannfischer.ch

Wir leben im Zeitalter der umfassenden und vielschichtigen Kommunikation: Immer vielfältiger, immer schneller, immer internationaler! Gleichzeitig ist festzustellen, dass das, was unser Deutsch-, Französisch- oder Lateinlehrer als sprachlich korrekt zu vermitteln suchte, gründlich unter die Räder gekommen ist. Sprachlicher Unfug wie «in keinster Weise», «grossmehrheitlich», «gedownloadet» oder «das Einzigste» (um nur einige Stilblüten zu bemühen) hat sich schon fast etabliert. Dass auf E-Mails sodann mehr und mehr mit Reflex statt mit Reflexion

reagiert wird, ist eine ebenso betrübliche wie realistische Feststellung. Korrekte Orthographie (von der Interpunktion gar nicht erst zu reden) wird epidemisch vernachlässigt. Dabei gilt: Wer nicht präzise formuliert, hat meistens auch nicht präzise gedacht (es sei denn, er denke als intellektueller Überflieger schneller als er sprechen kann...).

Der deutsche Lyriker Peter Rühmkorf hat es treffend auf den Punkt gebracht: Bei der Sprache bildet sich jeder ein, mitreden zu können! Grund genug für die Redaktion, dieses aktuelle Thema in der vorliegenden Ausgabe von «tribune» unter verschiedenen Gesichtspunkten etwas näher auszuleuchten. Was ist aus der deutschen Rechtschreibung geworden? Wie soll Sprachkompetenz gefördert werden? Wie werden wir zukünftig kommunizieren? Wir wünschen eine delectierende Lektüre!

Sprache quo vadis?

2 **Kannitverstan – wie Sprache sich verändert und warum**

4 **Is there a Future for the deutsche Sprache?**

6 **Sprachliche Frühförderung zahlt sich aus**

8 **Anything goes? – 20 Jahre neue deutsche Rechtschreibung**

Eine Publikation der Handelskammer beider Basel, der Advokatenkammer Basel und des Basellandschaftlichen Anwaltsverbands mit grosszügiger Unterstützung der Jubiläumstiftung La Roche & Co Banquiers.

Kannitverstan – wie Sprache sich verändert und warum



Dr. des. Mirjam Weder
Dozentin für germanistische
Sprachwissenschaft am Deutschen
Seminar der Universität Basel.
mirjam.weder@unibas.ch

Je älter wir werden, desto mehr machen wir die Erfahrung, dass sich unsere Sprache wandelt. Vertraute Wörter sind plötzlich altmodisch oder gar ungebräuchlich geworden, oder was einem früher in der Schule als grammatisch und orthographisch korrekt beigebracht wurde, soll nun plötzlich nicht mehr gelten. Wer würde heute noch sagen: «Ich büke einen Kuchen, wenn ich Zeit hätte»? Oder wer spricht heute in der Nordwestschweiz noch von Umbeissi statt Ameisi?

Jede Sprache wandelt sich, so lange sie gebraucht wird. Und gebraucht wird unsere Sprache von verschiedenen Sprechern und Sprecherinnen in verschiedenen sozialen Situationen. Diese unterschiedlichen Kontexte prägen unseren Sprachgebrauch und hinterlassen Spuren in unserer Sprache.

Besonders auffällige Spuren in der heutigen deutschen Sprache hinterlassen Kontakte zu anderen Sprachen und Dialekten, die durch die zunehmende Mobilität, die Globalisierung sowie durch die Einwanderung entstehen. Aber auch neue Kommunikationstechnologien treiben Sprachwandel voran, indem sie neue kommunikative Rahmenbedingungen schaffen, die neue Sprachgebrauchsweisen verlangen.

Sprachwandel durch Kontakt mit anderen Sprachen zeigt sich am deutlichsten bei Wortentlehnungen aus fremden Sprachen. Während früher vor allem das Lateinische

(Portal, Kolumne, applaudieren) oder das Französische (Trottoir, Bonbon, Parfum) den deutschen Wortschatz befruchtet haben, ist es heute das Englische als moderne Form der Lingua Franca.

Sprache und Identität

Da mit der Frage nach der Sprache auch immer die Frage nach der eigenen Identität verbunden ist, kritisieren viele Sprachpfleger den Einfluss fremder Sprachen. Dies war schon im 17. Jahrhundert mit dem Französischen der Fall und ist heute mit dem Englischen nicht anders. Es lässt sich in der Tat fragen, wieso man etwa die deutschen Wörter Fahr- oder Eintrittskarte oder das ältere französische Lehnwort Billett plötzlich mit Ticket ersetzen muss. Andere Entlehnungen wiederum sind nützliche Neuerungen; dies betrifft insbesondere Fachwörter wie Compliance in der Betriebswirtschaft oder Hardware/Software in der Computertechnologie, die nur umständlich ins Deutsche übersetzt werden könnten.



Auch im alltäglichen Sprachgebrauch können Anglizismen zur inhaltlichen Differenzierung beitragen oder Konnotationen transportieren. Letzteres setzt insbesondere die Werbung gerne ein. So klingt etwa Wellness um einiges attraktiver als das früher gebräuchliche Wort Kur, das heute eher mit Krankheit und Gebrechen in Verbindung gebracht wird als mit aktiver Freizeitgestaltung.

Der Dialekt bleibt

Die zunehmende Mobilität führt dazu, dass wir heute viel intensiver als noch vor 100 oder 200 Jahren mit Sprechern anderer Dialekte in Kontakt kommen. Im Grossen und Ganzen gibt es in der Deutschschweiz wenig Verständnisprobleme unter Sprechern verschiedener Dialekte, trotzdem passen wir unsere sprachlichen Mittel an. Dabei stehen Anpassung an die Umgebung und Loyalität zum eigenen Dialekt in einem fein austarierten Verhältnis, so dass Dialekte nicht wild gemischt oder ganz aufgegeben werden. Es lässt sich vielmehr beobachten, dass dialektale Ausdrücke, die nur ganz kleinräumig gültig waren, zugunsten von Wörtern und Formen aufgegeben werden, die grossräumiger gültig sind. So wird das eingangs genannte Umbeissi zugunsten des weiterverbreiteten Ameisi aufgegeben. Viele solcher Anpassungen führen über kurz oder lang zur Herausbildung von mittelgrossen Dialekträumen.

Auch durch den Einfluss der Standardsprache, des Hochdeutschen, werden althergebrachte dialektale Wörter und Formen verdrängt. Diese Tendenz wird dadurch begünstigt, dass das Schweizerdeutsche problemlos standardsprachliche Wörter lautlich integrieren kann. So wird heute an den Deutschschweizer Haustüren je länger desto mehr klinglet statt glüttet, am Zmorgetisch wird Butter und nicht mehr Anke gereicht oder Verliebte wispern sich ein «I liebe di» statt «I ha di gärn» ins Ohr.

Die Dialekte sind aber keineswegs vom Aussterben bedroht, wie viele meinen und wie in der Schweiz schon seit über hundert Jahren befürchtet wird. Sie sind sogar so lebendig wie noch nie. Das Aufkommen von Chat, SMS und Social Media hat dazu geführt, dass so viel in Dialekt geschrieben wird wie nie zuvor. Offenbar bietet sich der Dialekt gerade für diese informelle, auf Schnelligkeit und Unmittelbarkeit angelegte Kommunikationsform besser an als die Standardsprache.

In den letzten Jahren lässt sich bei Jugendlichen eine Mischmasch-Sprache beobachten, die in der Sprachwissenschaft unter dem Begriff Ethnolekt gefasst wird. Ethnolekte (auch abwertend Türkenslang oder Balkandeutsch genannt) werden vor allem von männlichen Jugendlichen mit Migrationshintergrund im urbanen Umfeld gesprochen. Sie zeichnen sich durch das Auftreten von grammatischen Abweichungen vom Deutschen aus, wie die Sprachwissenschaftler Tissot, Schmid und Galliker in einer Ana-

Manier einzelne Merkmale überstilisieren. Auch Schweizer Jugendliche ohne Migrationshintergrund ahmen diesen Sprachstil nach, wobei dies oft als provokatives Sprachspiel im Rahmen von Gruppeninteraktionen zu interpretieren ist. Der Einfluss von Ethnolekten auf die Standardsprache scheint aber trotz aller Befürchtungen Erwachsener gering, legen doch die meisten Jugendlichen diesen Sprachstil, wie auch andere jugendsprachliche Besonderheiten, beim Eintritt ins Berufsleben wieder ab oder verwenden sie nur in der Peer-Group.

Dr Pög muss ids Gou u dr Börger ids Muu.

«Gömmig Migros?»

Den Jugendlichen beziehungsweise der Jugendsprache kommt beim Sprachwandel eine besondere Rolle zu, wie unter anderen der Sprachwissenschaftler Auer¹⁾ betont. Jugendliche nehmen neue Einflüsse besonders schnell auf, mischen verschiedene Sprachen und Dialekte, zitieren und karikieren Äusserungen aus den Medien und kreieren so ihren ganz eigenen Sprachstil, der sich wenig an die Normen und Konventionen der Erwachsenensprache hält, ja diese sogar mit Absicht bricht. Diese sprachspielerischen Ausdrucksformen haben viel mit der jugendlichen Identitätsfindung zu tun, ebenso die Lust an Norm- und Tabu-Brüchen: Sie dienen einerseits als Mittel, um sich gegenüber den Erwachsenen abzugrenzen, andererseits als Mittel der Gruppenbildung, indem sie Zugehörigkeit zu einer Peer-Group markieren.

lyse schweizerdeutscher Ethnolekte herausgearbeitet haben²⁾: So werden beispielsweise falsche Artikel oder Fälle verwendet («de Kaabel», «si mues mich aalüüte»), Präpositionen und Artikel eingespart (wie in «Chunnsch Bahnhof» oder «Gömmig Migros?») oder Konsonanten stimmhaft und weich ausgesprochen, wie es für das Schweizerdeutsche gerade nicht typisch wäre. Es handelt sich dabei nur teilweise um Fehler, wie sie etwa von Deutschlernenden begangen werden, da diese Jugendlichen ja meist in der Deutschschweiz aufgewachsen sind. Vielmehr soll dieser Sprachgebrauch wohl eine von der Hip-Hop-Kultur geprägte coole Attitude transportieren und zur Gruppenbildung beitragen.

Mediale Verbreitung finden Ethnolekte durch Standup-Comedians mit oder ohne Migrationshintergrund wie Erkan & Stefan oder Abdelkarim, die in komödiantischer

Sprachzerfall oder Bereicherung?

Sprachen wandeln sich, wie die obigen Beispiele zeigen sollten, weil sie gebraucht werden. Die Wandelbarkeit der Sprache erlaubt es uns, auf neue Anforderungen zu reagieren. Nicht alle Sprecher einer Sprachgemeinschaft schätzen aber Sprachwandel gleich ein: Einige sehen eine Bereicherung der Sprache, andere eine Anpassung der Sprache an neue Realitäten und wiederum andere sehen in diesem Wandel gar Sprachzerfall oder -verarmung.

Dr. des. Mirjam Weder

studierte an der Universität Zürich Germanistik und Anglistik und promovierte an der Universität Basel in deutscher Sprachwissenschaft. Sie ist Dozentin für germanistische Sprachwissenschaft am Departement Sprach- und Literaturwissenschaften der Universität Basel. Ihre Schwerpunkte in Forschung und Lehre liegen bei Fragen der Sprachstandardisierung, im Besonderen beim Zusammenhang von Norm und Variation sowie beim Schreiberwerb. Neben ihrer Tätigkeit als Dozentin ist sie Lehrmitelautorin für die Bereiche Orthographie und Grammatik.

1) Auer, Peter (2003). «Türkenslang» – ein jugendsprachlicher Ethnolekt des Deutschen und seine Transformationen. In: A. Häcki Buhofer (Hrsg.), Spracherwerb und Lebensalter. Tübingen/Basel, S. 255–264.

2) Tissot, Fabienne; Schmid, Stephan & Galliker, Esther (2011). Ethnolektales Schweizerdeutsch: soziophonetische und morphosyntaktische Merkmale sowie ihre dynamische Verwendung in ethnolektalen Sprechweisen. In Glaser, E.; Schmidt, J. Erich; Frey, N. (Hrsg.), Dynamik des Dialekts – Wandel und Variation. Akten des 3. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD). Stuttgart: Steiner, S. 319–344.

Is there a Future for the deutsche Sprache?



Dr. Andreas M. Walker
Zukunfts- und Trendexperte
Gründer weiterdenken.ch
Co-Präsident swissfuture
walker@weiterdenken.ch

Wie werden wir zukünftig kommunizieren? Und hat Deutsch dabei überhaupt eine Zukunft? Sei es der Kampf um die internationale Sprachkompetenz als Bedingung auf einem globalen Wirtschaftsmarkt oder sei es das Klagen über den mitteleuropäisch deutschsprachigen Kulturzerfall – in emotionaler Weise werden Diskussionen um gutes Deutsch, Frühfranzösisch, weltmarktfähiges Englisch oder Kommunikationskompetenz zwischen Schulen, Elternhäusern, Bildungs- und Wirtschaftspolitik geführt.

Bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts war Deutsch nach dem mittelalterlichen Latein die führende Wissenschafts- und Techniksprache; zehn Prozent aller Bücher erschienen in deutscher Sprache. In einem Lebensraum, der meistens regional beschränkt war, mussten unsere Grosseltern und Eltern in der Nordwestschweiz primär die deutsche Standardsprache als Aufwertung der schweizerischen Mundart beherrschen, wohlgemerkt ergänzt durch unsere zweite Landessprache Französisch und in humanistischen Kreisen durch Lateinisch. Bedenken wir: Bis ins 19. Jahrhundert wurden Vorlesungen an den Universitäten in ganz Europa auf Latein gehalten.

Der Blick in die Statistik zeigt uns, dass es unter rund 7'000 Sprachen nur 300 mit mehr als einer Million Sprechenden gibt. Deutsch rangiert zwar deutlich hinter Chinesisch, Englisch, Hindi, Spanisch und Arabisch auf Platz zehn, zählt aber zu den Weltsprachen mit mehr als 100 Millionen «Native Speakers». Dabei ist Englisch die häufigste gesprochene Sprache, da die meisten Englisch als Zweitsprache lernen.

Innerhalb Europas ist Deutsch eine der 24 Amtssprachen der EU, die aber mit Abstand in den meisten Ländern als Muttersprache verbreitet ist – in fünf Ländern als Amtssprache und in elf Ländern als offizielle Regional- oder Minderheitensprache. Wenn man Russisch als häufigste Muttersprache auf dem europäischen Kontinent ausklammert, steht Deutsch mit 32 Prozent an prominenter zweiter Stelle. Englisch wird neben Grossbritannien nur noch in Irland und Malta als Amtssprache gesprochen und gilt nirgends als Regionalsprache, wird aber von 51 Prozent gesprochen. Französisch gilt in vier Ländern als Amts- und in einem Land als Regionalsprache.

Neun Megatrends

Mark Twain spottete einst, man solle Voraussagen unbedingt vermeiden, besonders solche über die Zukunft. Trotzdem lassen sich neun Megatrends erkennen, die unsere Sprache in der kommenden Generation beeinflussen werden.



Emoticons charakterisieren sogar Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens; die «Raute» steht für die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel.

Experten sind sich einig, dass die *Globalisierung in Wissenschaft, Wirtschaft und privatem Reiseverhalten* voranschreiten wird – trotz Angst vor Terrorismus, Flüchtlingen und regionalen Krisen. Deshalb wird das Bedürfnis nach einer gemeinsamen Weltsprache weiter wachsen – einem einfachen Englisch, auch «Pidgin English» genannt, oder das von Nerrière erfundene «Globish», das auf einem Grundwortschatz von 1'500 Vokabeln basiert. Wie empfehlen doch Sprachschulen? «First off all: Improve your English; it will stay important.»

Zugleich provoziert aber die Globalisierung das menschliche *Bedürfnis nach einer regional überschaubaren Heimat*, so dass in politischen und emotionalen Fragen Muttersprachen und Dialekte wieder stark an Bedeutung gewinnen: Für die Bereiche der persönlichen Identität und Gefühle sowie des privaten Zusammenlebens werden diese wichtig bleiben. In Europa, in dem Deutsch in fünf Ländern Amtssprache und in elf Ländern Regionalsprache ist, wird Deutsch noch lange gesprochen werden.

Die akademischen und wirtschaftlichen Eliten der *Generationen Y und Z* positionieren sich in selbstverständlicher Weise international – im Internet, in Social Media und im Gaming ist Globalität normal geworden, aufgrund der offenen Grenzen und billigen Flugkosten sind Reisen üblich, ein Auslandsstudium oder mindestens Austauschsemester sind weit verbreitet – Englisch ist eine «*Conditio sine qua non*».

Gemischtsprachige Arbeitsteams sowie Lebenspaare sind die offensichtliche Konsequenz, so dass neben Englisch auch eine Grundkompetenz in den jeweils anderen Muttersprachen entsteht und zu Mischformen und Mehrsprachigkeit führt, gerade auch bei Kindern aus diesen Beziehungen.

Sprache wird dabei hybrider und situativer werden. Das Verständnis von Korrektheit einer Literatur- und Behördensprache des 20. Jahrhunderts wird zwar für das bildungsbürgerliche Verständnis eine Bedeutung behalten – die Kunst hält sich aber schon lange nicht mehr daran und die Wirtschaft fragt danach, was der Markt akzeptiert. In der Alltagssprache werden laufend neue Formen von Jugend- und Community-Sprachen entstehen und verschwinden. Bei sprachlich schwachen Menschen führen diese «Multi-Ethnolekte» zum Phänomen des «Code-Switching» – wenn man keine Sprache mehr perfekt beherrscht und im Gespräch situativ zwischen Sprachen wechselt. Doch wie gesagt, im Leben jenseits der Schule gilt die Frage: Verstehen mich meine Kollegen und meine Kunden?

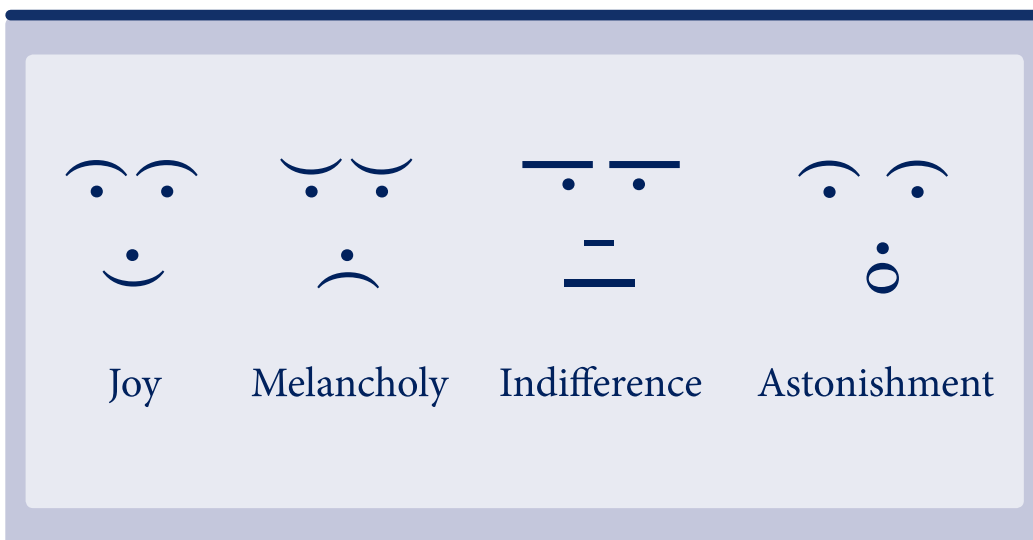
Diese hybride Umgebung, die dynamische Lebens- und Arbeitsweise sowie die Social Media führen zu *immer kürzeren Texten und einfacheren Sprachen*. Zwar ist der Wortschatz am Wachsen und es wird schriftlich viel kommuniziert, dies ist via Social Media sehr einfach geworden. Aber an Stelle des Briefes ist die E-Mail getreten und diese wurde durch Facebook und WhatsApp abgelöst. Die 160-Zeichen-SMS wurde je nach Anbieter auf 480 bis 1'530 Zei-

und freche Sprüche am meisten «geliked» und geteilt werden, nicht nur privat, sondern auch von Kunden. Wenn wir von Kommunikationskompetenz sprechen, bedeutet dies nicht nur Sprache, sondern muss viel umfassender verstanden werden und auch Kenntnisse von Semiotik und Semantik beinhalten, nicht etwa Malen, sondern eben die kompetente Nutzung von Zeichen und Bildern als Kommunikation.

auf eine Zukunft, in der «Mann» gar keine Fremdsprache mehr lernen muss, weil Maschinen für uns die ganze Übersetzung simultan übernehmen werden. Und so sehr diese Vorstellung nach Science Fiction klingt – gerade der Sprachschwache profitiert schon heute von zahlreichen Hilfestellungen. Dabei wird diese Mensch-Maschine-Kommunikation unsere Sprache weiter vereinfachen, weil Texte optimiert werden, damit sie von den Indextierungs- und Ranking-Algorithmen der Suchmaschinen einfacher gefunden werden. Immer mehr handeln wir im Bewusstsein, dass Computer mitlesen und ordnen, um Inhalte auffindbar zu machen.

Fazit

Die Sprache war schon immer in Veränderung und hat sich seit je den Bedürfnissen und Funktionsweisen einer Gemeinschaft angepasst. Und sei diese Gemeinschaft nun eine Sippe, eine Religionsgemeinschaft oder ein Marktplatz – Sprache ist ein Mittel neben anderen, um Kommunikation und Gemeinschaft zu ermöglichen. Und dies müssen wir als soziale Grundkompetenz in Familie, Schule und am Arbeitsplatz sicherstellen.



Emoticons sind keine Erfindung des Internetzeitalters (Abbildung: Satiremagazin Puck vom 30. März 1881).

chen erweitert, Twitter bleibt bei 140 Zeichen, die meisten Retweets umfassen 71 bis 100 Zeichen und die ideale Länge eines Facebook-Posts liegt bei etwa 100 Zeichen. Entsprechend flexibel werden Grammatik und Orthografie verwendet. Sogar für Fachartikel gilt: Nach sieben Minuten hören die meisten Besucher auf zu lesen, was 1'400 bis 1'800 Wörter bedeutet und nur wenig länger als dieser Artikel ist.

Doch dies bedeutet nun keine Verarmung, vielmehr werden Kurztex-te mit einer Vielzahl von Zeichen wie *Emojis, Bilder und Clips* ergänzt, nicht nur in den Jugendsprachen. In einer Welt, in der noch nie so viel kommuniziert wurde, geht es wortwörtlich darum, den «Augenblick» zu erhaschen. So mache auch ich auf Internet die zwiespältige Erfahrung, dass nicht etwa meine klugen und wohlformulierten Texte, sondern originelle Fotos

Seit dem Feminismus besteht die politische Forderung nach *geschlechtersensibler Sprache*, was von alleine seine Wege gehen wird, denn das Gymnasium wird mittlerweile zu 57 Prozent von Mädchen abgeschlossen und 52 Prozent der Hochschul- und Fachhochschulabschlüsse gehen an junge Frauen. Bemerkenswert dabei ist, dass an den Universitäten Sprach- und Literaturwissenschaften zu 72 Prozent von Frauen und technische Wissenschaften zu 71 Prozent von Männern studiert werden. So hören wir an den Schulen auch meistens von einseitig begabten beziehungsweise sprachschwachen Buben, die von Frauen erzogen werden.

Es ist also wenig erstaunlich, dass Apps und wearables dank grosser Fortschritte in Miniaturisierung und *künstlicher Intelligenz* immer wichtiger werden für unser Kommunizieren. Mancher Kollege hofft

Dr. Andreas M. Walker

zählt zu den führenden Zukunfts- und Trendexperten der Schweiz. Er studierte Geografie, Geschichte und Germanistik, gewann mit seiner Doktorarbeit in Wirtschaftsgeografie den Award der Handelskammern am Oberrhein, sammelte internationale Berufserfahrung in der Finanzbranche und berät seit 2002 Wirtschaft, Verwaltung und Politik zu zukünftigen Chancen und Risiken. Er ist Co-Präsident von swissfuture, der Schweizerischen Vereinigung für Zukunftsforschung und Elternratspräsident einer Sekundarschule. Weiterführende Infos auf www.weiterdenken.ch

Sprachliche Frühförderung zahlt sich aus



Herbert Knutti
Geschäftsführer und Teilhaber bei
Outside The Box Consulting GmbH
h.knutti@otb-consulting.ch

Im Januar 2009 startete an der Berufsfachschule Basel (BFS Basel) der erste Lehrgang «Frühe sprachliche Förderung – Schwerpunkt Deutsch». Seither haben 162 Absolventinnen und wenige Absolventen aus sieben Kantonen den in der Schweiz einzigartigen Lehrgang durchlaufen. Hintergrund bildet die Absicht des Erziehungsdepartements Basel-Stadt, allen Kindern die Möglichkeit zu geben, noch vor dem Kindergarten erste Deutschkenntnisse aufzubauen. Mit einem entsprechenden Obligatorium setzt der Kanton dieses Anliegen mit grösstmöglicher Verbindlichkeit um.

Alle Kinder lernen in der Familie eine, oft zwei und manchmal sogar drei Sprachen. Eine solide Erstsprache bildet die Grundlage für alle anderen Sprachen, die später gelernt werden. Eltern, die hier unter uns leben, selber aber nicht Deutsch sprechen, sehen sich vor der zusätzlichen Herausforderung, dass ihre Kinder Deutsch lernen sollten, denn Deutsch ist der Schlüssel zur Integration und zum Schulerfolg. Das ist den allermeisten Eltern bewusst. Auch, dass das möglichst früh geschehen sollte. Denn Sprachen werden nie mehr so leicht gelernt, wie im Alter bis zu etwa vier Jahren. Mit dem in der Schweiz vergleichsweise späten Kindergarteneintritt erreicht man viele Kinder jedoch genau in diesem wichtigen Zeitfenster nicht.

Ein Blick in die Schulstatistik 2015¹⁾ zeigt, dass Deutschkenntnisse relevant sind. Von allen Kindern, die den öffentlichen Kindergarten des Kantons Basel-Stadt besu-

chen, stammen 49,2 Prozent aus einer nicht deutschsprechenden Familie – also beinahe die Hälfte. In der neuen Sekundarschule mit den drei Niveaus A, E und P beträgt der Anteil der Kinder aus fremdsprachigen Familien im tiefsten Leistungsniveau A 75 Prozent. In den Gymnasien und Fachmaturitätsschulen sind Jugendliche mit einer anderen Erstsprache als Deutsch mit lediglich 33 Prozent immer noch stark untervertreten, auch wenn der Trend sachte in eine positive Richtung weist. Es wird deutlich, dass Kinder, die mit keinen oder mit rudimentären Deutschkenntnissen in den Kindergarten und damit in die Schule eintreten, schlechtere Chancen haben.

Volkswirtschaftliche Aspekte

Aus volkswirtschaftlicher Sicht ist das gleich dreifach unglücklich:

1. Die Schule gibt grosse Summen für den Nachteilsausgleich in Form von DaZ-Lektionen (Deutsch als Zweitsprache) und anderen Massnahmen aus.
2. Die Jugendlichen sind in ihrer Berufswahl eingeschränkt und können vielfach ihr eigentliches Potenzial nicht ausschöpfen.
3. Jugendliche mit Deutsch als Zweitsprache entwickeln eher pessimistische Zukunftsszenarien; die Gefahr, auf ein berufliches und soziales Abstiegsgerüst zu geraten und damit von der Sozialhilfe abhängig zu werden, ist ungleich höher.

Es ist deshalb auch nicht verwunderlich, dass Fachpersonen, die sich mit Jugendarbeitslosigkeit und -delinquenz sowie deren Folgekosten auseinandersetzen, in Basel-Stadt einen wichtigen Impuls zur sprachlichen Frühförderung gegeben haben. Wirkungsvolle Prävention beginnt bei den Kleinsten und die Förderung der Lokalsprache muss dabei ein zentrales Ziel sein.

«There is no finer investment for any community than putting milk into babies.»
(Winston Churchill)

Dass sich Investitionen im Frühbereich lohnen, wusste nicht nur Churchill, sondern das wird mittlerweile durch viele Studien belegt. So etwa durch eine Arbeit des Nobelpreisträgers für Wirtschaft, J. J. Heckman²⁾, der von einem Return of Investment von eins zu sieben spricht, wenn zugunsten kleiner Kinder von sozial benachteiligten Familien investiert wird. Es ist denn auch die OECD, welche der Entwicklung der frühen Förderung seit Jahren hohe Priorität einräumt, und deren Empfehlung «No child left behind» hat die Strategie in Basel-Stadt wesentlich mitgeprägt³⁾. Die Thematik wurde neu auch von der Weltbank aufgenommen: Präsident Jim Yong Kim spricht sich für den Aufbau



James J. Heckman

einer starken Kooperation zwischen der Wirtschaft, den Staaten und privaten Organisationen (Stiftungen) aus, weil die frühe Förderung für die Volkswirtschaften einfach zu wichtig sei.

Sprachförderung in Basel-Stadt

2009 hat der Grosse Rat dem Projekt «Mit ausreichenden Deutschkenntnissen in den

1) <http://www.statistik.bs.ch/zahlen/tabellen/15-bildung-wissenschaft/schulen.html> (Tabelle 15.1.11)

2) Flavio Cunha, James J. Heckmann, et al. n Handbook of the Economics of Education, Volume 1 2006: Interpreting the evidence on life cycle skill formation

3) OECD: Starting Strong I - IV

Kindergarten» mit sehr grossem Mehr zugestimmt und 2013 konnte ein «selektives Obligatorium» für Kinder, die innerhalb der Familie keine Möglichkeit haben, Deutsch zu lernen, erfolgreich umgesetzt werden. Seither werden jährlich rund 600 Kinder (ungefähr ein Drittel eines Schuljahrganges) zu einer solchen Förderung verpflichtet, rund 400 davon besuchen eine Spielgruppe.



Die Verpflichtung ist vergleichsweise minimal und gilt im Jahr vor dem Kindergarten. Die Kinder müssen mindestens zweimal in der Woche eine familienexterne Einrichtung für einen halben Tag besuchen. Das ergibt im Jahr rund 200 Stunden. In dieser Zeit «lernt» natürlich kein Kind Deutsch, aber die Wirkung der Massnahme ist nachgewiesen: Die Kinder treten dank erster Deutschkenntnisse wesentlich selbstsicherer in den Kindergarten ein.

Entscheidend ist, dass die Sprachförderung eingebettet ist in ein Gesamtkonzept zur frühen Förderung, das auch die Eltern-

bildung, den Zugang zu spezifischen Gruppen, die Gesundheitsförderung, die Betreuung und die Früherkennung fokussiert. Im Legislaturplan 2009 – 2012 des Kantons Basel-Stadt wurde der Frühbereich generell als Schwerpunkt verankert. Auch im Legislaturplan 2013 – 2017 wird die frühe Förderung für die Erreichung der Chancengleichheit aufgeführt. Die äusserst wichtige Zusammenarbeit zwischen den Departementen, den Fach- und Beratungsstellen sowie den durchwegs privaten Anbietern wird durch eine eigens dafür geschaffene Koordinationsstelle gewährleistet – übrigens ebenfalls eine Empfehlung der OECD.

Ein Lehrgang für Fachpersonen

In Quartieren, in denen viele ausländische Familien leben, haben Spielgruppen und Kindertagesstätten seit jeher überwiegend fremdsprachige Kinder betreut. Es fehlte jedoch die Möglichkeit, sich für diese Aufgabe zu qualifizieren. Darum wurde die Berufsfachschule Basel Anfang 2008 beauftragt, eine fundierte Weiterbildung zu entwickeln. Die BFS Basel hat denn auch in einer Parforceleistung ein praxisorientiertes Konzept vorgelegt und bereits im Januar 2009 konnte der erste Lehrgang starten.

Für Fachpersonen, die im Kanton Basel-Stadt arbeiten, ist der Lehrgang kostenfrei. 69 Prozent der 162 bisherigen Absolventinnen stammen denn auch aus dem Kanton Basel-Stadt. In anderen Kantonen müssen die Absolventinnen die Finanzierung vorgängig abklären, werden aber meistens ebenfalls unterstützt. Aus dem Kanton Basel-Landschaft stammen 17 Prozent der bisherigen Teilnehmerinnen.

Sprache ist Beziehung und wird von kleinen Kindern über möglichst frühe und regelmässige Kontakte zu verlässlichen Bezugspersonen in einem alltäglichen Prozess erlernt. Es braucht keine Kurse! Kleine Kinder bringen alles mit, was sie

zum Aufschlüsseln einer neuen Sprache benötigen. Damit Sprachförderung beim Znüni, beim Zähneputzen und beim Ausflug in den Zoo stringent bleibt und wirksam wird, müssen die Fachpersonen über ein solides Wissen darüber verfügen, wie kleine Kinder sich eine zweite Sprache aneignen, und dieses Wissen natürlich und stets ermutigend im Alltag umsetzen können. Genau dieser spielerische und alltagsintegrierte Ansatz ist sehr anspruchsvoll, und im Lehrgang bauen die Absolventinnen diese Fähigkeiten Schritt für Schritt auf. Fähigkeiten, die im Übrigen allen Kindern zugutekommen, auch deutschsprechenden.

Herbert Knutti

ist Mitinhaber der 2015 gegründeten Firma Outside The Box Consulting GmbH – kurz OTB Consulting – mit Sitz in Rheinfelden und Basel. Er war bis zum Sommer 2016 im Erziehungsdepartement Basel-Stadt tätig und hat das im Artikel erwähnte Projekt zur frühen Deutschförderung im Kanton entwickelt und umgesetzt. Im August 2016 übernimmt er auf Mandatsbasis die Leitung des Lehrgangs zur frühen Sprachförderung an der Berufsfachschule Basel. OTB Consulting berät unter anderem Gemeinden und Kantone in Bezug auf die Entwicklung der frühen Förderung.

Anything goes? – 20 Jahre neue deutsche Rechtschreibung



Roger Thiriet
Redaktion «tribune»
thiriet@bluewin.ch

1996 mutierte die «Gemse» zur «Gämse», aus «kennenlernen» wurde «kennen lernen» und «Schiffahrt» musste «Schiffahrt» buchstabiert werden, sollte die Schreibe vor dem gestrengen Auge des benotenden Lehrers bestehen. In diesem Jahr beschlossen Sprachexperten aus Deutschland, der DDR, Österreich und der Schweiz, die deutsche Rechtschreibung zu reformieren, um sie einfacher und logischer zu machen. Die Reformer meinten es gut in ihrer Absicht, vor allem ABC-Schützen vor der vordergründig unlogischen Unterscheidung zwischen «Nummer» und «numerieren» zu schützen. Den Kritikern der Reform missfielen aber die aktiven Eingriffe in die Sprache. Aus ihrer Sicht hätte man sich darauf beschränken können, das verbreitet verwendete «numerieren» als dudenkonform zu validieren. Stattdessen griffen die Bildungsexperten in den Veränderungsprozess ein, indem sie Spitzfindigkeiten wie die Eindeutschung von Fremdwörtern («Ketschup», «Portmonnee») vorschrieben.

Kein Wunder erwuchs der Reform bereits kurz nach ihrer Einführung Widerstand: An der Frankfurter Buchmesse 1996 forderten hundert Schriftsteller und Wissenschaftler in der «Frankfurter Erklärung» ihren Stopp. Deutschsprachige Zeitungs- und Buchverlage weigerten sich, die staatlich verordneten neuen Regeln zu befolgen oder kehrten nach einiger Zeit zur alten Rechtschreibung zurück. Unter dem Eindruck dieses Widerstands, dem sich in Deutschland sogar einzelne Bildungsministerien anschlossen, kam es bereits kurz nach der Einführung zu ersten kleinen Reformen der Reform und «Eis laufen» durfte wieder, wie früher, auch «eislauen» geschrieben werden.

In der Schweiz wurde die neuen Normen mit dem Erscheinen der 23. Duden-Auflage vom Oktober 2004 eingeführt und per 1. August 2005 an den Schulen für verbindlich erklärt. Seither lernen Schülerinnen und Schüler die reformierte deutsche Rechtschreibung, angereichert durch allerlei helvetische Sonderregelungen. 2005 kündigte die Schweizerische Depeschagentur SDA an, im Rahmen einer Arbeitsgemeinschaft mit anderen deutschsprachigen Nachrichtenagenturen über die weitere Anwendung der reformierten Schreibweisen zu entscheiden und sich dabei auch die Option einer Rückkehr zur herkömmlichen Rechtschreibung offenzuhalten.

Unterstützung erhielt sie dabei von der Schweizerischen Orthographischen Konferenz SOK, die seit 2006 die Diskussion um die Reform und ihre Auswirkungen anführt und sich gegen grammatikalisch falsche Schreibweisen der Reform («Leid tun», «Recht haben») sowie unnötige Veränderungen gewohnter Wortbilder und allzu konsequenter Ableitungen («aufwändig», «einbläuen», «Quäntchen») aussprach. In Zusammenarbeit mit dieser SOK stellte im Dezember 2006 dann auch die Neue Zürcher Zeitung auf eine eigene interne «Hausrechtschreibung» um.

Nach all diesen Diskussionen und mehreren von oben veranlassten und an der Front eigenmächtig vorgenommenen Reformen der Reform haben sich zwanzig Jahre nach der Einführung einer neuen deutschen Rechtschreibung die Wogen geglättet. Nicht zuletzt wohl deshalb, weil durchschnittliche Schreiber und Leserinnen vom Eindruck geleitet sind, dass der massgebende Duden häufig neben der neuen Variante («aufwändig») auch die alte («aufwendig») als korrekt zulässt. Und was die Kommata betrifft, scheint man diese heute sowieso mit dem Salzstreuer über den fertigen Text verteilen zu können, ganz nach dem Motto «Almost anything goes».

Quelle: Wikipedia, Enzyklopädie des freien Wissens

IMPRESSUM Nummer 3/2016, erscheint viermal jährlich.

HERAUSGEBER: Handelskammer beider Basel (info@hkbb.ch), Advokatenkammer Basel, Basellandschaftlicher Anwaltsverband (sekretariat@advokaturbahnhof.ch) grosszügig unterstützt von der Jubiläumsstiftung La Roche & Co (jubilaeumsstiftung@larochebanquiers.ch)

REDAKTION: Beatrice Abt, Dr. Philip R. Baumann, lic. iur. Roman Felix, Dr. iur. Alexander Filli, Dr. iur. Urs D. Gloor, lic. phil. I Jasmin Fürstenberger, MLaw Andrea Tarnutzer-Münch, lic. phil. I Roger Thiriet

LAYOUT: Elmar Wozilka, Handelskammer beider Basel, Druck: bc medien ag, Münchenstein

ADRESSE: «tribune», St. Jakobs-Strasse 25, Postfach, 4010 Basel, Telefon: +41 61 270 60 31 Telefax: +41 61 270 60 05 E-mail: tribune@hkbb.ch

«tribune» ist eine offizielle Publikation der herausgebenden Organisationen für deren Mitglieder.

Der Abonnementspreis ist im Mitgliederbeitrag inbegriffen. Für Nichtmitglieder kostet das Jahresabonnement CHF 20.–

AZB

CH-4010 Basel
P.P. / Journal

tribune